

Der Fliegenpilz -2022

Carsten, Carl und Claudia – Andreas Dury

Das Blau war die Kneipe, in die sie immer gegangen sind. Da war ein Licht, das machte alles blau. Die Wände, die Tische, den Tresen und auch die Gesichter. Alles machte es blau.

Sie kamen dann immer aus Carstens Wohnung.

Ach was! Wohnung! Sag besser Rumpelkammer!

in der alles gelb war. Gelb wie das Augenweiß von Hepatitispatienten.

Wenn Carl kam, stellte Carsten sein Bett aufrecht an die Wand, dass sie Platz zum Sitzen hatten.

Sie hätten auch auf dem Bett sitzen können. Aber das wollte Carsten nicht.

Carsten war der Layouter.

Im Blau lag ein Teppichboden. Hat man je etwas Verrückteres gehört? Natürlich überall Brandlöcher.

Es war ja auch keine richtige Kneipe. Carsten war ja auch kein richtiger Layouter.

Einmal kam Carl zu Carsten und das Bett stand schon aufrecht, als ob er auf ihn gewartet hätte.

Carsten war unruhig und lief durchs Zimmer.

Ach was! Lief!

Stakste wie ein Watvogel durch den Algenschleim seiner Unordnung.

Eine in der Nachbarschaft vagabundierende Katze hatte, während Carsten auf der Toilette saß, eine Ratte in diese Wohnung eingebracht und ihr grausames Spiel mit ihr getrieben und als er endlich soweit gewesen sei, dass er sich von der Schüssel habe erheben und nach dem Rechten sehen können, da habe dies die Katze aufgeschreckt und für den Bruchteil einer Sekunde von ihrer Bluttat abgelenkt, sodass die Ratte, obzwar verletzt, durch einen Spalt im Fußboden habe entrinnen können.

Carsten zeigte Carl alles, was es zu zeigen gab: Das vergossene Blut, den Spalt im Fußboden, und zeigte ihm auch die Toilette und wie er von der Schüssel aufstand und zur Tür stolperte, wo sich die Katze befand, als er sie aufschreckte und so weiter und so fort.

Das Ereignis hatte Carsten vollkommen bestürzt.

Zwar begriff Carl, dass die Ratte unter dem Parkett sterben könnte und man dann in dieser Wohnung

Ach was! Wohnung!

neben den anderen Unannehmlichkeiten eine Zeit lang auch noch die des Verwesungsgestanks würde aushalten müssen. Aber er begriff nicht, warum sich Carsten dadurch so grundsätzlich in Frage gestellt sah.

„Da kann ich mir ja gleich den Strick nehmen“, jammerte er „Egal wie es kommt, ich werde hier keine Nacht mehr schlafen können und nicht nur hier nicht, sondern überall auf der ganzen Welt werde ich nie wieder auch nur eine Nacht schlafen können!“

„Du steigerst dich da in etwas hinein“, sagte Carl. Aber das half nichts. Dann sagte er: „Wir müssen Abstand gewinnen und dann mit einem kühlen Kopf nach einer Lösung suchen“, was schon besser klang. Dann sagte er: „Am besten, wir gehen ins Blau.“

Das war nicht weit.

Es war eine tropische Nacht.

Schwere Düfte lagen in der Luft und das Dunkel dünte in einer unerlösten, brünstigen Schwebung.

Das Blau war so voll, dass sie Probleme hatten, sich eine Zigarette anzuzünden. Sie arbeiteten sich vor zur Bar und orderten Bier. Es herrschte ein hoher Schalldruck. Als Carl sich wieder eine Zigarette anzünden wollte, wurde ihm das Feuerzeug von einem Ellenbogen aus der Hand gerempelt.

Da hätte er hinab tauchen müssen in das mangrovische Zwielflicht der Schenkel und Waden und hätte blind mit ausgetreckten Händen zwischen den Zehen der Menschen nach dem Feuerzeug tasten müssen.

Und er dachte: Das tu ich mir nicht an.

Aber Carsten, der das Ungeschick beobachtet hatte, ging kurz in die Hocke und brachte aus dem schwappenden Dunkel nicht nur das Feuerzeug, sondern auch eine Tüte Rauschgift ans spärliche, blaue Licht.

Von dem Rauschgift ging eine große Verheißung aus. Sie tranken rasch ihr Bier und machten sich auf den Rückweg.

Dabei lobten sie die Umstände, die sie in den Besitz des Rauschgifts gebracht hatten.

„Wie hast du es finden können?“ fragte Carl, „Es war doch sackdunkel.“

Carsten sagte, es habe geleuchtet wie ein Laternenfisch in der Tiefsee und er hätte das schon bei Castaneda gelesen, dass Gift sich immer demjenigen zeige, der seiner am meisten bedürftig sei.

Daraufhin lobten sie auch das Blau, weil es der Ort war, an dem sich dieses Wunder vollzogen hatte.

Schon da war Carstens Pessimismus vollständig verfliegen. Als sie dann in der Wohnung

Ach was! Wohnung

ankamen und sich das Rauschmittel einverleibten, entwickelte sich in ihnen eine kernige, rotbackige Tatkraft.

Mit Gerätschaften aus der Küche

Ach was! Küche!

bearbeiteten sie den Spalt im Fußboden. Und zwar machten sie aus dieser ungehobelten, durch Zufall und rohe Gewalt entstandenen Öffnung ein traumhaft leuchtendes Portal, das aus der furchtumwölkten Finsternis des Unterbodens in die Freiheit und in die Zukunft lockte. Aus den Büchern, die überall herumlagen, errichteten sie direkt dahinter eine Auffangstation für verwundete und von Todesangst und Fluchtstress geplagte Säugetiere.

Doch lag all dieser ins Werk gesetzten Freundlichkeit eine List zugrunde. Kaum hätte die erschöpfte Ratte auf dem Diwan Platz genommen, würde ein verborgener Mechanismus ein Greifnetz über sie werfen und sie wäre ganz und gar unter die Herrschaft von Carl und Carsten gebracht.

Schließlich war alles getan und sie setzten sie sich rechts und links ihrer Falle auf den Boden und begannen zu warten.

Nach einer gewissen Zeit sagte Carl: „Vielleicht lebt sie ja gar nicht mehr.“

Und als dann wieder Zeit vergangen war, sagte er: „Vielleicht ist sie ja vorhin, als wir im Blau waren, abgehauen.“

Nun dauerte es nicht mehr lange bis Carsten sagte: „Die Zeit arbeitet für uns.“

Carl wollte wissen, woher er das wüsste, da schrillte die Wohnungsklingel.

„Wir können jetzt keine Störung gebrauchen“, flüsterte Carsten und sie verhielten sich so, als ob es sie nicht gäbe.

Aber die Person vor der Wohnungstür war hartnäckig. Noch drei Mal schrillte die Klingel. Und dann war zu hören, wie sich jemand durch das Gestrüpp hinter das Haus drängte.

Carl und Carsten saßen in der hellerleuchteten Wohnung und starrten alarmiert auf die schwarzen Rechtecke der Fenster vor der dampfenden Nacht. Da tauchte die Person auf. Sie sahen sie von der Gürtellinie aufwärts, durch die Laibung des Fensters gerahmt, wie ein Ölgemälde.

Es war Claudia.

Claudia war die Promoterin.

Sie hatte ein Kino gefunden und mindestens 1000 Paar Schuhe.

„Das ist ein Riesending!“ sagte sie.

„Was für Schuhe?“ fragte Carl.

Herrenschuhe, Damenschuhe, alle Größen, ein bisschen old fashion aber nagelneu.

„Und was für ein Kino?“ fragte Carsten, „Ein Schuhkino?“

„Ein ganz normales Kino“, sagte Claudia, „Irgendwelche Leute haben da Schuhe hinein getan. Ansonsten ist es aber ganz normal.“

Carl und Carsten blieben skeptisch.

„Los! Das holen wir uns!“ sagte Claudia in der Art einer Promoterin.

Sie war aber keine gute Promoterin.

„Wir haben keine Zeit“, sagte Carl.

„Wieso nicht?“ fragte Claudia, „Was macht ihr denn?“

„Das geht dich nichts an“, sagte Carsten.

Und Carl dachte: Es gibt Tage, da passiert überhaupt nichts. Und dann gibt es wieder Tage, an denen passiert so viel, dass man sich die Hälfte nicht merken kann.

Andreas Dury

geboren 1961, lebt in Saarbrücken, arbeitet als Schriftsteller, Dozent in der Erwachsenenbildung, Softwareentwickler. Schreibt Romane und Erzählungen.

Holz – Mark Heydrich

holz arbeitet
das holz arbeitet
heißt es

„...das holz schafft!“
so volkes mund
holz arbeitet
bei gott, das tut es

knarren
immerzu knarren
immerzu knarrt
das holz

ächzen
stöhnen
stöhnendes holz
immerzu

immerzu verzieht
gemeines
irgendwann
irgendwo auf der welt

gefälltes
zu recht
geschlagenes holz
und zu bauwerk

zu herrlichem
praktischem
interieur
zu himmlischem möbel

geformtes holz
sein gemeines gesicht
seine vielen
gemeinen gesichter

mit jedem astloch
mit jeder weiteren
welle
jeder maserung

immerzu
immerzu knarren
krachen
holz kracht

es ist ein krachen
wer soll so schlaf finden?

am mittag
jetzt ein schläfchen

a well needed shut-eye
wenn treppen ächzen
treppen aus holz
stufe für stufe

in der nacht
wenn dachsparren krachen
des nachts
es ist ein krachen

immerzu
ein weiterer riss
im material
ein weiterer

die ein leben in frieden
unmöglich machen
wo holz arbeitet
kann ein mensch nicht mehr leben

es macht uns nur lächerlich
es lebt
holz lebt
es bewegt sich

für das auge nicht sichtbar
es kommt nie weit
millimeter
und doch...

es wandert
wandertag
holz geht auf wanderschaft...
wie frech!

ja, man kann sagen
holz ist nie da
nie dort
wo es am vortag gewesen

es führt ein leben
an dir, an mir
an uns allen vorbei
es drängt

es ist ein drängen
es ist ein schieben
holz schiebt
holz an holz

es stößt und
stößt und stößt

es ist ein stoßen
holz auf holz

geiles holz
immerzu
und wir sind die sklaven
seiner obzönen natur

es
es harzt
holz harzt
hatten sie

auch schon einmal
harz an den händen?
harz kommt direkt
aus der hölle

„natürlich gewachsener werkstoff...“
stammeln die schreiner
„das hohe lied der jahresringe...“
mümmeln die tischler

wisse, holz:
auch ich lebe
auch ich arbeite
holz

immerzu, immerzu
unablässig
wie ein lasttier
in mir arbeitet es

aber dein wahn wird nicht aufgehn
deine späne werden fallen, holz!
denn ich habe da so
einen gedanken

an dem ich lange
gezimmert, geschreinert habe
und ich werde ihn
„feuer“ nennen

Mark Heydrich, Jahrgang 1977, stammt aus Zweibrücken, Rheinland-Pfalz.
Maler- und Lackiererlehre, Studium der Freien Kunst an der HBK Saar.
Schreibt seit 1994. Lesungen seit 1998. Poetry Slams seit 2001.
Mark Heydrich lebt in Saarbrücken.

Maja Loewe - Asoziale Delfine

Möwen reiben sich am Regenbogen, den die Kurverwaltung eigens für Tagestouristen aufgespannt hat als Entschädigung für die omnipräsente Feuchtigkeit. Die Strohhüte der Häuser tropfen, das Meer ist zerknüllt, doch die Anoraks mit Ankerapplikationen zücken ihre Smartphones, um ihr Instaprofil anschließend mit hundert Regenbogen vollzukotzen. Nächste Saison kommen dann noch mehr Anoraks und Anorakkinder und deren Hunde. Vor den Fischrestaurants blinken plötzlich Wassernäpfe auf und auf den Herrentoiletten werden TÜV-geprüfte Wickeltische verschraubt. Dann kommen die Reiseblogger, die sich durch die Hotels schnorren wie arrogante Landstreicher. Im Sommer darauf schmeckt das Eis nach Lakritze und die Körper der Fische werden in Pattieformen gepresst. Der Regenbogen ist dann längst als Permanentmakeup in den Himmel tätowiert und wird bei Buchung garantiert.

Damit ich den unheilvollen Regenbogen nicht mehr sehen kann, ziehe ich das Rollo so weit herunter, dass es nur noch schlaff gegen die Kante der Heizung schlägt. Mein Pyjama hat einen ovalen Blutfleck und im Nebenzimmer fotografiert mein Mitbewohner Delfine auf nachhaltiges Papier, weil er findet, dass sie so lieb lächeln. Dabei ist ihr Kiefer einfach nur so gewachsen. Zur Täuschung. In Wirklichkeit sind Delfine nämlich asoziale Vergewaltiger und Kindsmörder. Doch soweit denkt Leander natürlich nicht. Also fotografiert er lieber seinen eigenen Wunsch nach Liebe und lässt ihn von Vorschulkindern ausmalen.

Es klopft.

„Alles klar, Anne?“ Leanders Stimme wallt durch die Tür. „Meine Tampons sind leer“, sage ich, als ob damit schon alles gesagt sei und weil ich weiß, dass Leander hinunter zum Frischkauf geht und sich über die Unterschiede der Oberflächenstruktur beraten lässt, bevor er mir ein gut gewähltes Produkt und eine Tasse frischgebrühten Brennnesseltee vor die Tür stellt. Vielleicht legt er mir auch einen lächelnden Delfin dazu. So ist er erst, seit dem er diesen Esoterikkanal abonniert hat. Die reinste Gehirnwäsche. Umschulung vom Bankkaufmann zum Erzieher. Jetzt beobachtet er die Entwicklung von Menschen statt Aktien. Das macht ihn glücklicher, sagt er und das ich doch auch kündigen soll. Die Arbeit in der Fischfabrik mache mich krank. Und ob ich den Cronenberg-Film kenne, die Szene als Ted am Fließband steht und mutierten Fröschen den Bauch aufschneidet. So eine Arbeit gehe nicht spurlos an der Seele vorbei. „Mir macht die Arbeit in der Fischfabrik gar nichts aus“, rufe ich ihm zu. Gleich darauf schwingt die Tür auf und ein rosa Delfin rutscht auf der Schwanzflosse auf mein Bett zu. „Sag mal, Anne, hast du mein Kratom gesehen? Tütchen mit rotem Pulver, etwa so groß.“ Der Delfin lässt seine Flossen über die Zimmerdecke wachsen. „Kurkuma“, ächze ich. „Ich habe mir nur den Rest Kurkuma genommen. Für meine goldene Milch.“ Ein Speicheltropfen löst sich von meiner Lippe und zerschellt an der rosa Nasenspitze über mir. „Verdammt, Anne“, der Delfin hält mein Glas hoch. „Du hast 10 Gramm Kratom intus. Ich rufe sofort bei der Giftnotzentrale an.“ „Nein, bitte nicht. Die steckt doch mit der Kurverwaltung unter einer Decke“, jammere ich. „Vorhin haben sie wieder einen Regenbogen aufgespannt, um eine größere Reichweite bei Insta zu kriegen. Ich verstecke mich unter der Bettdecke. „Das war für meinen Väterelternabend morgen gedacht, damit es lustiger wird. Nicht für deine persönliche Nahtoderfahrung.“ Pink Flipper fiept wütend ums Bett herum und ich staune, dass Delfine sogar Väterelternabende veranstalten. Vielleicht habe ich den Tieren Unrecht getan. Und dann dieses zarte Kaugummirosa. Ich tippe auf einen Evolutionssprung, künstlich ausgelöst in einem russischen oder chinesischen Geheimlabor. „Wie heißt das Labor“, nehme ich den Säuger in die Mangel. „Woher soll ich wissen aus welchem Labor das Zeug stammt. Ich hab übers Darknet bestellt. Und jetzt komm klar, du Junkie. Mein Berufsschullehrer kommt gleich, um das Konzept meines Vorschulprojekts durchzugehen. Versau mir das jetzt nicht.“ Berufsschullehrer. Ich staune. Die Delfinschule klingt gut durchorganisiert.

Die Türklingel summt auf meiner tauben Zunge. „Das ist bestimmt Leander mit meinen Tampons“, rufe ich. „Pssst“, der Delfin hält seine rosa Flosse vors Schnäuzchen und wackelt aus dem Zimmer. Ist das ein Zeichen. Will er, dass ich ihm leise folge? Oder will er mich vielleicht in eine Falle locken und mit seinen Delfinschulkumpels vergewaltigen?

Komm zu mir, höre ich eine quietschende Stimme, bei mir bist du sicher, du kannst dich in meiner Ananas verstecken. Ich schaue in die Schneekugel auf meinem Nachttisch. Darin steht Spongebob. Er trägt eine Weihnachtsmütze und grinst mich an. Er hat riesige Schneidezähne. „Vielleicht sind nicht alle Delfine asozial“, sage ich. *Ich lebe im Meer, ich weiß zu was Delfine fähig sind.* „Aber dieser Delfin ist rosa“, sage ich. *Die rosafarbenen sind die Schlimmsten,* quietscht der gelbe Schwamm. Ich greife nach der Schneekugel. Sie fühlt sich kalt an. *Hör auf mich zu schütteln, du wirbelst den ganzen Meeresschnee auf. Komm lieber zu mir, ich bin so einsam hier.* „Was ist mit Mr. Crabs und Thaddäus? Du hast doch Freunde in Bikini Bottom.“ *Ich habe keine Freunde, ich habe nur Zuschauer. Komm in meine Ananas, darin ist Platz für uns zwei.* Ich schaue die orangegelbe Ananas an. Sie hat eine Tür, zwei runde Fenster und sogar einen kleinen Schornstein. Eigentlich sieht sie ganz gemütlich aus. *Wir können jeden Tag Weihnachten feiern, Korallencola trinken und Geeleburger futtern.* „Aber du bist unter einer Glaskuppel.“ *Das ist die Rose des kleinen Prinzens auch.* „Der kleine Prinz ist aber auch nicht zu seiner Rose gezogen. Er ist durchs Universum gereist.“ *Wäre es nicht schlauer gewesen, er hätte versucht das Glas zu überwinden. Dann hätte er mit seiner Rose zusammen sein können und niemand wäre einsam gewesen.* Das klingt einleuchtend. „Ich kann doch unter Wasser gar nicht atmen“, fällt mir ein. *Lebt in deiner Wohnung nicht ein Delfin?* Richtig, vielleicht kann ich ja doch unter Wasser atmen, vielleicht lebe ich sogar schon längst im Meer. Dieser Spongebob ist echt nicht auf den Schwammkopf gefallen. *Du kannst das Glas, das uns trennt, überwinden. Du musst nur daran glauben Anne. ICH MUSS NUR DARAN GLAUBEN.* Ich schließe die Augen, halte die Luft an und schmettere mir die Kugel mit voller Wucht gegen den Kopf.

Als ich die Augen wieder aufmache, schweben Spongebobs Schneidezähne über mir. „Nicht bewegen, Anne, du hast eine Kopfverletzung.“ Ich liege auf drei blauen Matratzen. Mein gelber Freund hält mir eine Korallencola mit Strohalm hin. „Trink etwas.“ „Deine Ananas ist wunderschön“, flüstere ich. „Du bist ja immer noch voll auf Kratom. Ich musste meinem Berufsschullehrer erzählen, dass du einen schizophrenen Schub hast. Er hat mir sogar die Nummer von einer psychologischen Beratungsstelle gegeben.“ Eine warme Hand streicht über meine Wange, dann spüre ich etwas Kaltes auf meiner Stirn. „Ich habe dir Tampons besorgt, extra saugfähig und bio-vegan.“ Erst jetzt fällt mir auf, dass Spongebobs Stimme gar nicht mehr quietscht. Sie klingt dunkel und sanft wie Leanders.

Biobib:

Maja Loewe wurde 1977 in Lübeck geboren. Am Meer entdeckte sie die Sehnsucht nach der Ferne und dem Schreiben. Sie machte das Abitur, lernte in einem kleinen hanseatischen Betrieb, packte die Koffer, servierte Orangensaft über den Wolken und führte Touristen durch Venedig. Nach dem Studium der Kulturwissenschaften an der Universität Hildesheim gründete sie eine Familie und schrieb ihren ersten Roman. Es folgten lyrische Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften (Karussell, Dichtungsring, Wortschau etc.) und Anthologien. 2014 war sie Preisträgerin des Hildesheimer Lyrikpreises. Mittlerweile ist sie mit Mann und Kindern an die Ostsee zurückgekehrt. Dort lebt sie in einem kleinen, bunten Häuschen, malt, pflanzt und schreibt. Zur Coronazeit rief sie gemeinsam mit Punkrock-Ehemann Eike Rustikal den Podcast „Punk & Poetry“ ins Leben. Mittlerweile arbeitet sie wieder als Gästebetreuerin in Travemünde.

Das Leben ist kein guter Vorgesetzter – Sigune Schnabel

Ob ich einsam bin, fragst du, als ich am geöffneten Fenster den Regen betrachte. Im Fallen liegt eine Ruhe, eine Selbstverständlichkeit, der ich mich nicht entziehen kann. In der Scheibe verschmelze ich mit einer Tanne, zwei Formen, ineinander und doch getrennt. Wir zeichnen uns stets mit unseren Grenzen von der Welt ab; vielleicht ist es der Preis einer dritten Dimension, dass es kein Ineinander und Zugleich gibt, wie es das Bild im Fenster vorgaukelt, sondern nur ein Nebeneinander, und jede Annäherung lässt uns anstoßen, anecken - das Wesen unserer Körper, das Wesen der Menschen an sich. Jede Umarmung ist nichts als ein Versuch, aus diesem vorgegebenen Konzept auszubrechen, und doch zerfällt die Illusion.

„Weißt du“, sagst du, „das Leben ist ein Fallen.“ Und ich entgegne: „Ich habe dich nur ausgedacht. Du hast kein Gesicht, weil meiner Geschichte die Worte fehlen. Dir mangelt es an allem. So kann ich dich nicht ernst nehmen.“ Im Stillen stimme ich dir zu.

Manchmal gehe ich durch die Straßen und beobachte die Menschen. Die Häuser liegen so dicht aneinander, dass eine Wand zwei Gebäuden gehört. Wer glaubt, durch diese Mauer die eigene Einsamkeit zu überwinden? Welch lächerlicher Versuch. Wir werden in etwas hineingeworfen mit dem großen Namen „Leben“, ohne den Grund dafür zu kennen. Es behandelt uns wie unmündige Kinder, erklärt uns weder Sinn noch Zweck. Wir bleiben im Unwissen darüber, wie viel Zeit uns zur Verfügung steht. Ein tyrannischer Vorgesetzter, der sich nicht mit den Belangen Untergebener befasst. Als ich am Laternenpfahl ein Netz sehe, so fein und einzeln in die Welt gebaut, muss ich an all die Füße denken, die das Pflaster treten, und ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, dass wir auch über Fäden balancieren, ohne Beute kein Ziel.

Kurzvita

Sigune Schnabel, geb. 1981 in Filderstadt, Diplomstudium Literaturübersetzen in Düsseldorf. Zahlreiche Veröffentlichungen in Anthologien und Zeitschriften, z. B. *Jahrbuch der Lyrik 2022*.

Verschiedene Preise, u. a. Thuner Literaturfestival Literaare und Ulrich-Grasnick-Lyrikpreis 2017 sowie postpoetry.NRW 2018. Finalistin beim Literarischen März 2017. Merck-Stipendium der Darmstädter Textwerkstatt 2021.

Einzeltitle: *Apfeltage regnen*, Geest-Verlag, Vechta 2017; *Spuren vergessener Zweige*, Geest-Verlag, Vechta 2019. Im Mai 2021 erschien ihr dritter Lyrikband *Auf Zimmer drei liegt die Sehnsucht* ebenfalls dort.

Traum - Şafak Sarıçiçek

Ein Magus, ein Dengbej und Fünf

Geflügelte Zwerge sind aus meinem Traum ausgebrochen.

In die Welt. Farben und andres verköstigend'.

Den Staub der Milchstraße haben sie verloren.

In den tosenden Schlaf der Welt; den Traum

aus Blau und Heroin.

Ein Magus, ein Dengbej, ja Fünf Flügel der Zwerge.

Plötzlich war die Stille ein Glas. Ein Glas ward

Zwei Libellenflügel. Plötzlich war die Luft

eine Wunde aus Feigen. In Feigensaft tauchten Krücken

Dorn und Gestrüpp. Ein Gebiss aus tausend Filamenten

schleckte und ward Silber.

Sie hatten wohl wenig entwendet. Styropor und

Flaschen übergeben sich auf den Wegerand: Ich

suche Sie. Den Magus, den Dengbej. Die Zwerge.

Einbrecher im Traume der Welt. Blaues. Heroin.

Şafak Sarıçiçek *1992, Geboren in Istanbul. Hat Biowissenschaften in Heidelberg sowie Jura in Heidelberg und Kopenhagen studiert. Wissenschaftliche Hilfskraft an der Juristischen Fakultät in Heidelberg. Gründer des Literaturkollektivs Echolot.

Würdigungen zuletzt:

Preis der Heidelberger Autor:innen 2021, Heidelberg

Writer in Residence Nanjing, 2021

Literatur TANDEM letterario 2022, Heimann Stiftung, Wiesloch

Aktuelle Publikation:

Im Sandmoor ein Android. Berlin: Quintus Verlag, 2021.

Vorhänge – Winfried Anslinger

Jedes Mal, wenn bei uns die Vorhänge gewaschen wurden, verfiel Tante Gertrud in ein unerklärliches Grübeln. Tagelang bekamen wir nur mürrische Antworten von ihr, wo sie doch sonst immer gern Sechsendsechzig mit uns spielte und dabei von ihrem Gebäck vorsetzte. Wir verstanden das nicht, denn Vorhänge abmachen ist zwar anstrengend und Leute über siebzig sollten das besser den Jungen überlassen. Doch hatte das nichts zu tun mit einem Streit oder mit einer Beerdigung. Es ging nur um die richtige Platzierung eines Stuhls auf dem fleckigen Linoleumboden und um die Länge der Arme, damit man die Röllchen aus der Führung bekam. Wir konnten dabei nicht helfen.

Wenn die Vorhänge ab kamen, dauerte es nicht mehr lange bis Weihnachten, denn an Weihnachten musste alles tip top sein. Bei ihr unten und bei uns oben auch.

Einmal ist die Tante dann tatsächlich vom Stuhl gefallen, aber sie hatte Glück. Sie landete weich auf einem Sessel, der zufällig neben dem Fenster stand und sie musste nur eine Woche lang am Stock gehen. Die Mamma hat kopfschüttelnd alles erledigt.

„Ich hab ihn gesehe, er iss direkt am Fenschter vorbei geloffe“, sagte sie von ihrem Sofa aus, als die Vorhänge gerade wieder aufgehängt wurden.

„Wen hast du gesehen?“

So erfuhren wir am Ende doch noch, warum ihr an den Vorhangtagen immer diese verlorene Miene übers Gesicht gefallen war. Den, den sie vom Fenster aus gesehen hatte, war einer aus der Nachbarschaft. Bommerlunder nannten sie ihn im Dorf. Wenn er seine Quartalstage feierte, bekam das die ganze Straße mit, vor allem seine Frau und die Kinder hatten dann nichts zu lachen. Viele gingen ihm aus dem Weg.

Mit einem Kieslaster wäre er vor Jahren vom Galgenberg herunter gekommen, viel zu schnell, und weil der Onkel mit seinem Fahrrad nicht rechtzeitig zur Seite weichen konnte, hätte er ihn mitgenommen bis zur nächsten Kurve und wäre einfach weiter gefahren. Dem Otto sei nicht mehr zu helfen gewesen und der Bommerlunder war verschwunden. Erst am Tag drauf wär er abends wieder aufgetaucht, den Kipper vollgeladen mit Rheinkies. Er konnte beweisen, dass der Chef ihn an diesem Morgen nach Germersheim geschickt hatte, Material für den Bau zu laden, das lag in der Gegenrichtung. Die Firma hat ihn zwar gefeuert, weil der Kies Mittags dringend gebraucht worden war, aber alle wussten, warum es so lange damit gedauert hatte. Die Blutprobe gab nichts mehr her.

Vor Gericht behauptete sein Anwalt, im Gedröhn von einem Zwanzigtonner höre man nicht alles und an einem nebligen Dezembermorgen könne man schon mal was übersehen. Die Richterin habe schließlich auch gemeint, verurteilen könne man im Rechtsstaat nur für Taten, die nachgewiesen sind. Obwohl er zwei Jahre zuvor schon einmal im Suff ein Mädchen umgefahren hatte, damals mit seinem Toyota. Da sei er auch zwei Tage lang nicht auffindbar gewesen und wurde schließlich bloß wegen Fahrerflucht und unterlassener Hilfeleistung verurteilt, immerhin. Schon damals hing sein Lappen auf der Polizeistation zum Trocknen, aber nie hat ihn ein Polizist mal aus seinem Führerhaus geholt, es war ja seine Existenz.

Als man der Tante damals die Nachricht überbrachte, hatte sie gerade ihre Vorhänge abgenommen, damit an Weihnachten alles wieder strahlte. Mit ihrem Mann hatte sie ein Häuschen in der Siedlung

bewohnt, das war noch nicht bezahlt. Und weil plötzlich dem Otto sein Gehalt gefehlt hat, kam zwei Jahre später alles unter den Hammer. Seitdem wohnte sie bei uns.

Wir hatten gedacht, die Tante gehöre immer schon zum Haushalt, wie zum Beispiel eine Waschmaschine, was sie in gewissem Sinn ja auch war. Nie war darüber gesprochen worden, warum sie bei uns lebte. Erst jetzt erfuhren wir von der Mamma, dass sie vorher ein recht glückliches Leben mit ihrem Otto geführt hatte. Zwar waren keine Kinder da, dafür hatte sie die halbe Welt gesehen, ihre Fotoalben kannten wir gut. Und es gab ja uns.

Vor allem Ralph, mein älterer Bruder, zeigte sich von dieser Geschichte empört, ich konnte mich auch gut an sein kurzes Techtelmechtel mit Bommerlunders Tochter, der Martina, erinnern. Sie gingen in dieselbe Klasse. Die Martina sah gut aus, aber alles, woran Siebzehnjährige sonst noch Interesse haben, fand sie eklig und er gab seine Versuche schließlich auf. Ralph erzählt einem ja alles. Wenn man Martina auf der Straße sah, wirkte sie wie ein Schatten und so verhuscht sprach sie auch, so dass man sie am Ende links liegen ließ. Ebenso wie ihren Bruder, der nur dann Interesse fand, wenn er mit einem Veilchen in die Schule kam. Er war dann immer irgendwo dran gestoßen und manche hatten ihren Spaß damit.

Es war nun leider nicht so, dass der Bommerlunder sich den ganzen Verstand weggesoffen hatte. Im Jahr vor dem Unfall hatte er eine Erbschaft gemacht, die bestand aus zwei Häusern hinter seinem eigenen Grundstück. Zwei seit Jahren unbewohnte Bruchbuden, wo der Putz bröckelte, einige Fenster waren schon eingeworfen. In wenigen Wochen machte er daraus ein „Asylantenheim“, indem er Strom und Wasserleitungen reparierte, Scheiben einsetzte und die zerbrochenen Ziegeln runter nahm. Danach lagen in jedem Zimmer vier bis sechs Mann in Doppelstockbetten, die er selbst gebaut hatte. Als gelernter Schreiner konnte er so was. Leute aus dem Irak und aus Afghanistan wohnten seitdem dort, das waren die ersten Fremden bei uns. Allzu blöd konnte er also nicht gewesen sein, auch wenn sein Anwalt vor Gericht immer auf diesen Paragraphen plädierte. Als Kind wäre er mal auf den Kopf gefallen und seitdem bekäme er nicht mehr alles so richtig in den Griff, vor allem, wenn er sich aufregte.

Letzteres stimmte. Nur stand für mich nicht fest, ob seine Ausbrüche ihn wie ein Unwetter heimsuchten, oder einem raffinierten Kalkül folgten. Einen der Afghanen zum Beispiel, durch ein Missgeschick war ein Fenster zu Bruch gegangen, den hat er krankenhaushausreif geschlagen. Der soll ihn mit einem Messer bedroht haben. Jedenfalls kam derjenige weg und das Sozialamt hat den Schaden bezahlt.

Einmal im Jahr kam der Ableser im Auftrag unserer Gemeindewerke, um die Zählerstände zu notieren. Es wurde festgestellt, dass sämtliche Stromzähler überbrückt waren, so dass überhaupt kein Verbrauch festgestellt werden konnte. Sofort warf er den Mann aus dem Haus. Beim nächsten Mal ließ er ihn gar nicht erst rein, beschimpfte ihn vom Fenster herunter, und als dieser ihm ankündigte, künftig mit der Polizei zu erscheinen, legte er mit der Schrotflinte auf ihn an. Die Polizei hatte wichtigeres im Sinn und mit dem Ablesen war Schluss. Die Forderung werde abgeschrieben, hieß es. Die Mieten vom Amt kamen aber nach wie vor pünktlich.

„Wir wohnen in einem Hitlerkuhdorf“, meinte Ralph, ich gab ihm da nicht recht.

Seit ihm Kraus & Söhne die Papiere gegeben hatten wegen dem Kies, musste der Bommerlunder nichts mehr schaffen. Er konnte sich jeden Abend in „Rita´s Klausur“ die Kanne geben. Dort

verkehrten einige Kumpels, die waren nicht viel besser als er, nur nicht so erfolgreich. Manchmal wurden spätabends in einem weißen 500er Mercedes Frauen gebracht, die am nächsten Morgen wieder von ihren Loddeln abgeholt wurden. Rita vermietete die Zimmer nebenbei.

Auch das sprach sich herum und ließ bei allen, die ihm im falschen Augenblick begegnet waren, Zornadern schwellen. Ralph machte sich eine Liste, da standen viele Namen drauf.

Wieder wurde Weihnachten. Das Abnehmen der Vorhänge hatten Ralph übernommen, seine Arme reichten jetzt. Gertruds Gesicht fror ein, sobald die Fenster blank waren. Uns fiel auf, dass in ihrer Wohnung nie ein Adventskranz gebrannt hatte, das ganze Weihnachten hatte immer bei uns oben stattgefunden.

Da nahm Ralph mich beiseite. Was ich davon halte, wenn dem Bommerlunder mal ein Unfall passieren würde. Einer, wie er bei solchen Leuten vorkommen konnte. Er meinte, dass einer nachts heimkam, im Suff den Handlauf der Treppe nicht fand, runterfiel und sich das Genick brach. Die meisten Häuser stammen ja aus dem vorletzten Jahrhundert, da hat man die Stiegen noch eng und steil gebaut. Überwiegend machte in solchen Fällen zwar am Ende die Leber schlapp, doch bei einem Kleiderschrank konnte man damit nicht so bald rechnen.

Ich hielt mich da raus. Was Ralph nicht daran hinderte, sich weiter Gedanken zu machen. Er kannte das Haus, weil er die Martina ein paarmal heim gebracht hatte, diese finstere Drachenburg am Ende der Dorfstraße. Wie man in so einem heruntergekommenen Gemäuer wohnen konnte, wo seit Jahren nichts gemacht worden war, obwohl der Besitzer im Baugewerbe sein Geld verdiente. Auf der Treppe gab es kein Licht.

Ein paar Tage später, es war kurz vor Heiligabend, kam Ralph deprimiert heim. Mit einem Kumpel hatte er dem Bommerlunder aufgelauert. Der war auch erschienen, mitten in der Nacht, aber dann sei er die Treppe nicht hoch gekommen. Unten wäre er umgekippt und habe angefangen zu winseln wie ein Hund. Dann habe er gestöhnt, gekotzt und sei eingeschlafen, im eiskalten Flur. So konnte das Ganze natürlich keinen sauberen Abschluss finden. Tags darauf wurde erzählt, der Bommerlunder hätte sie bei der Rita ordentlich gefasst. Drei ehemalige Kumpels von Kraus & Söhne hätten ihm die Fresse verschlagen und er sei hochkant zur Tür raus geflogen. Die Rita musste das ganze Blut wegwischen und war ziemlich sauer gewesen, aber was sollte sie machen? Die Kerle hatten Hände wie Heugabeln und Bommerlunder zahlte nirgendwo seine Schulden.

Ich fühlte mich erleichtert: Erstens, weil Ralph mich in Ruhe gelassen hatte und zweitens, weil er sich und dem Anderen nichts aufgeladen hatte, was hätte rauskommen können.

Das Gesicht der Tante strahlte am Heiligabend wie der Lichterbaum, die Vorhänge hingen auch wieder.

Bommerlunder tauchte zwar nicht mehr in Ritas Klause auf, dafür ging es hoch her mit den Afghanen. Sie mussten ihm den größten Teil ihrer Stütze abliefern. Für „Nebenkosten“ aller Art. Einmal die Woche gab es Eintopf, zwei Brötchen und viel Schreierei. Unsere Mutter und andere im Dorf schmierten den armen Kerlen ab und zu ein paar Brote.

„Es gibt keine Gerechtigkeit in der Welt“, meinte die Tante, als die Mama mitten im Winter ein paar alte Kleider in einen Kopfkissenbezug steckte und runter zur Haustür brachte. Die beiden Männer

standen mit Halbschuhen im Schnee. Ich schätzte sie auf Anfang zwanzig und sie froren erbärmlich in ihren Sommermänteln.

„Eine Lösung ist das auch nicht“, meinte mein Bruder und ich begann, erneutes Pläneschmieden zu fürchten.

Wir hörten die Sirene eher zufällig. Der Krankenwagen kommt nicht oft, wir sind keine tausend Einwohner. Er hielt vor der Drachenburg. Schnell sprach es sich herum. Seine Frau hatte ihn im Keller gefunden, neben der Kartoffelkiste. Es war nichts mehr zu machen. Mehrere Stichwunden und viel Blut verloren. Jedem war klar, was passiert war, aber keiner sagte was. Die Flüchtlinge waren zur Hälfte untergetaucht, die übrigen wussten nichts, sie sprachen eine andere Sprache. Die Ermittlungen brachten kein Ergebnis, bei der Polizei machten sie es wie immer. Natürlich rückte niemand mit der Sprache heraus, weil das, was man gerne hätte sagen mögen, sich falsch angehört hätte. Nur die Tante sagte einmal halblaut, über ihren Wäscheberg gebeugt, das da wären wenigstens noch Männer, ich kann mich aber auch verhört haben.

Die Martina sah man danach häufiger auf der Straße. Ihr Bruder fing eine Lehre als Autoschlosser an und fuhr bald mit einer Moto Guzzi durchs Dorf wie die meisten in seinem Alter. Die Mutter war eigentlich die Einzige, bei der sich nichts änderte: Drei Monate nach der Beerdigung zog der nächste Säufer bei ihr ein, ein ehemaliger Kumpel aus Ritas Klause.

In Tante Gertruds Wohnung kamen andere, neue Vorhänge an die Fenster. Die wurden, so weit ich mich erinnere, überhaupt nicht mehr abgenommen.

Winfried Anslinger, geboren 11.8.1951 in Ludwigshafen/Rhein

1983 bis 2013 als evangelischer Pfarrer in Homburg (Saarland) tätig

Mitglied im „Literarischen Verein der Pfalz“, im VS und im Literaturwerk Rheinland Pfalz/Saar.

Schreibt Erzählungen und Romane, die in der Vorderpfalz und den angrenzenden Regionen spielen.

Bier & Eis (2016) – Harald Geier

Komm
ich lade dich ein
in meine neue
Mietwohnung
der Vertrag
unterschrieben
und der Kühlschrank
leer
wir können ein paar
Indie-Rock Platten hören
und plaudern
Alles was ich habe
bin ich und etwas
Bier & Eis
wir können uns
gerne in die Augen
sehen
du kannst auf dem
Balkon rauchen und
später
etwas fernsehen
wenn das Schweigen zu
lange anhält
wir können uns auch
etwas lieben
und die Minuten
damit füllen
bis du heim musst
zu deinem Freund
ich kann dir nicht mehr
bieten
kein Auto. kein Haus.
aber etwas
Bier & Eis
und ein paar
selbstgeschriebene Gedichte,
meine Aufmerksamkeit und
ein wenig Zeit

Harald Geier, Jahrgang 1982, geboren in Kaiserslautern, Rheinland-Pfalz.
Staatlich anerkannter Erzieher, Studium der Umwelt- und Betriebswirtschaft an der FH Trier,
Umwelt-Campus Birkenfeld. Bachelor of Arts. Arbeitet in der Grundschule in Wesseling als Erzieher in
der OGS (Offene Ganztagschule) und als Förderlehrer für Deutsch und Mathematik (2. und 4.Klasse).
Schreibt seit 1998. Poetry Slams von 2010-2016, v.a. im Benderhof Kaiserslautern, 2 x Vizemeister.
Veröffentlichungen in Eigenregie: „Jugendsünde“ - Gedichte (2016) und „Der letzte Dieb der Stadt“ -
Gedichte (2020). Geplante Veröffentlichungen (2022): „Die Clique“ - Erzählung und „herz schlägt. herz
kämpft.“ - Gedichte.

Grumbeerblues

1.

Die Stadt ist Kaiserstadt, das Herz der Pfalz!
Hopfen und Malz der BBK erhalts
Man sieht den Berg das Stadion droben
Und der Teufel hat den Plan, so soll es toben
Liebe kennt keine Liga, so sagt man
Wenn man so was sagen kann
Vom Humbergturm zum Kahlenberg
Daneben unser Betzenberg...
Die Pfaff doch einst, der Hexenbäcker
Die Kammgarn und der Zuckerschlecker....
Hier wo man Herz und Herzblut mischt und
Größer schreibt, da bleibt
Der stolze Mut und Dankbarkeit...
Denn ich liebe diese Stadt wie ihr
Keiner bringt mich weg von hier!

Refrain:

lautre du bisch mei ä un alles
Unn ich kann net ohne dich
Han mich verguckt in dich

2.

Von der Walter Elf zum Opelkreisel
Mit dem Moped
An der Fruchthalle vorbei
Da sieht man Leute mit Herzblut frei
Durch die Straßen gehen,
der Stiftsplatz und der Kaiserbrunnen
die Pfalzgalerie und das Theater
all das ist Lautern eine Macht
ein Kleinod eine Pracht.
O Lautern du wirst niemals stille stehn
Und niemand mag ohne dich vergehn
Denn du bist der Puls der Zeit
Eine Heimat ohne Niedertracht und Leid
Fährt man in deine Straßen ein
So ist man nie allein!

Refrain:

lautre du bisch mei ä un alles
Unn ich kann net ohne dich
Han mich verguckt in dich

3.

Im Südwesten bist du zu haus
Im Pfälzerwald und darüberhinaus
Bekannt durch deine Nähmaschinen
Bekannt durch deine Betze Buben
Bekannt durch deine Schönheit voll der Pracht
Der angebrochene Tag geht in die Nacht!
Wir feiern unsere Stadt mit Recht und Fug
Denn Liebe ist wohl kein Betrug
Nur eines bleibt uns immer sicher:
Das Herzblut wird so immer dicker.
Die Mall und auch die Altstadt hier
Das macht uns alle schier
Glücklich dass das Leben wir
In Lautern mit dem schoppen Bier.
Lautern danke dir...

Refrain:

lautre du bisch mei ä un alles
Unn ich kann net ohne dich
Han mich verguckt in dich

Uwe Kraus zu „Ein Lied für Lautern“

Uwe Kraus, gelernter Maler und Lackierer, Autor und Herausgeber, gibt hier zum vierten Male den Fliegenpilz heraus. Es erschienen zahlreiche Publikationen und Druckwerke. Er veröffentlicht unter anderem auch in den sozialen Medien und erschien in zahlreichen Heften und Anthologien. Letzter Band im Gill Verlag: „Von Innen nach Innen“

Transit

Er musste geschlafen haben. Mit geschlossenen Augen lag er da und horchte auf den Gesang des Rotkehlchens, der ihn geweckt hatte. Der Vogel, dachte er, hockte wohl im Geäst des Kirschbaums, nah an seinem Fenster. Vom Gang her waren die schnellen Schritte einer Krankenschwester zu hören, die bald hinter einer Tür verebbten. Im Garten schrie ein Kind nach seinem Vater. Er schluckte, bemerkte, wie trocken seine Kehle war. Die Schmerzen, stellte er fest, waren zurückgekehrt. Wären die Schmerzen nicht gewesen und die ständige Müdigkeit, er hätte sich mit dem Sterben abfinden können. Er richtete sich auf, griff nach den Tabletten und dem Wasserglas, ließ sich zurücksinken aufs Bett, legte den Kopf auf die beiden Kissen, dämmerte weg in einen unruhigen Schlaf.

Als er die Augen wieder öffnete, saß seine Mutter auf dem Sessel neben dem Bett. Sie trug eins der Kleider, die sie den Sonntagen vorbehalten hatte, obwohl sie sich kaum von den anderen unterschieden. Auf ihrem Schoß lag die dunkelbraune Handtasche, die ihr von allen die liebste war. Sie sagte kein Wort. Er rieb sich die Augen und versuchte, den Schmerz zu ignorieren, der langsam seine Kehle hochkroch. Was machst du hier, Mama? fragte er.

Ich wollte dich noch einmal sehen, sagte sie und lächelte.

Er sah sie an. Es ist lange her, dass du gestorben bist, sagte er.

Ja, Kind, das ist es. Mir bleibt nicht viel Zeit, fügte sie hinzu.

Mir auch nicht, fürchte ich. Du weißt, dass das ein Hospiz ist?

Sie nickte.

Du siehst so jung aus, Mutter.

Ich war neunundvierzig, damals. Sie griff nach seiner linken Hand, hielt sie, drückte sie.

Du bist nicht leicht gestorben.

Sie sah zu Boden. Sagte dann: Es ist ganz anders, als du glaubst, mein Sohn.

Kein Tunnel, kein Licht? fragte er.

Sie lächelte nur. Hab keine Angst, sagte sie.

Ich habe keine Angst, Mama. Ich bin nur die Schmerzen leid. Ich wünschte, es wäre vorbei.

Ich weiß, sagte sie. Deshalb bin ich hier.

Schließt sich so der Kreis? fragte er. Stehst du am Anfang meines Lebens und an seinem Ende?

Es ist ganz anders, als du glaubst, wiederholte sie.

Ihm wurde schwindlig. Ich weiß nicht, was ich vom Tod halten soll, meinte er. Oder vom Sterben. Es macht mir keine Angst mehr. Er schloss die Augen, um den Schwindel zu bändigen.

Seine Mutter begann, eine Melodie zu summen. Er hätte nicht sagen können, ob er sie kannte. Wo ist Vater? fragte er.

Er konnte nicht kommen.

Wie stimmig, sagte er und musste lachen. Er war nie da, wenn's drauf ankam.

Ich weiß.

Er öffnete die Augen wieder, sah seine Mutter an. Bist du es wirklich oder fantasiere ich? fragte er.

Sie schüttelte den Kopf. Lächelte. Es ist nicht so, wie du denkst, sagte sie wieder. Bald wirst du verstehen.

Werde ich dich wiedersehen? fragte er.

Sie stand auf und gab ihm einen Kuss auf die Stirn.

Er schloss die Augen und schlief ein.

Als er wieder wach wurde, war es dunkel geworden. Vom Gang her war ein leises Lachen zu hören und das Schlurfen schwerer Schritte. Im Garten war es still. Er drehte den Kopf, sah, dass der Sessel, der neben seinem Bett stand, leer war.

Er schloss die Augen und wartete.

Unerhört

War da einer, der in Lumpen ging, einen Stock in der Hand, eine Mütze am Kopf. Der durch die Straßen schlich, tagein, tagaus, von Umkehr sprach und Nächstenliebe. Ein Landstreicher, sagten die einen, ein Narr, die anderen. Ein Weiser vielleicht, sagte keiner.

Helft, wo ihr helfen könnt, gebt, was euch nicht fehlen wird, riet er den Leuten, die derlei Worte nur in der Kirche gewohnt waren oder aus dem Mund eines Toren. Weltfremd sei er, schmähten sie ihn, arbeitsscheu, verrückt. Wo käme man hin, wenn man gäbe und gäbe, wo hätte die Güte ein Ende, wem würde sie gelohnt? Groß war die Wut unter den Menschen, nackt die Moral. Welchen Lohn erwartet ihr? fragte er. Welches Gewicht wöge die Seele auf? Wer glaubt er, dass er sei? fragten sie ihn. Sieht er denn seinen Irrsinn nicht? Köpfe wurden geschüttelt, Augen gerollt. Ratlos ging man auseinander.

Der Mann aber blieb. Wovon er lebte, wo er schlief, was er aß, man wusste es nicht. Wer auf ihn traf, auf einem der Plätze, im Gewirr der alten Gassen, auf den Stufen des Doms, wo er im Schatten der Linde hockte, die Tauben besah und die Menschen, der schritt rasch aus, verschloss seine Seele. Teilt, rief er unbeirrt, achtet einander. Verspottete ihn einer, gab er kein böses Widerwort. An einem Septembormorgen, in jenem Moment, als die Sonne zu wärmen begann, sprach ihn ein Mädchen an.

Wieso hassen sie dich? fragte sie.

Sie hassen mich nicht, erwiderte er. Sie wollen bloß nicht hören, was sie nicht glauben können.

Das Mädchen rieb sich die Nase, legte die kleine Stirn in Falten. Aber was ist es, das sie nicht glauben können?

Dass sie an meiner Stelle sein könnten, sagte er.

Sie sah ihn an und lächelte, berührte, kurz nur, seine rechte Schulter, zog die Hand zurück, machte kehrt, lief über den Platz, drehte sich, dreißig Schritte entfernt von ihm, um, strahlte ihn an, schlüpfte dann ins Dunkel einer schmalen Gasse.

Tags darauf war der Mann verschwunden.

Kurzvita

Manfred Lipp. Lebt in Wien. Stößt sich an der grauen Indifferenz, die sich breitmacht in der Welt. Spürt der Empathie nach, von der es viel zu wenig gibt. Betreibt gemeinsam mit seiner Frau Doris ein literarisches Projekt, dem sich zahlreiche AutorInnen aus dem deutschsprachigen Raum angeschlossen haben. Glaubt daran, dass Dinge zählen, die so unmodern scheinen in unserer Zeit: das Interesse an den Geschichten der anderen, die Lust an der Sprache, die Gemeinschaft.

www.ausdemalltag.at
